

# SWR2 Wissen: Aula

## Der nackte Affe

### Die Sexualbiologie der Primaten

Von Volker Sommer

Sendung: Sonntag, 14. Januar 2018, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2018

---

"Der nackte Affe" - in diesem Bestseller aus dem Jahr 1967 verglich ohne Prüderie der Zoologe Morris die Sexualbiologie von Menschen mit der von anderen Tieren. Volker Sommer, Professor für Evolutionäre Anthropology an der University of London, bringt die Sexualbiologie der Primaten auf den neuesten Stand.

---

**Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

## MANUSKRIPT

**Ansage:**

Mit dem Thema: „Der nackte Affe – Die Sexualbiologie der Primaten“.

"Der nackte Affe" – in diesem Bestseller aus dem Jahr 1967 verglich ohne Prüderie der Zoologe Morris die Sexualbiologie von Menschen mit der von anderen Tieren. Und dieser lieferte immer wieder überraschende Einsichten. Schließlich fielen unsere Geschlechtsmerkmale nicht vom Himmel, vielmehr mussten sich die Werkzeuge des Sex über Jahrhunderttausende stets neu bewähren – was jene Formen förderte, die der Fortpflanzung besonders dienlich waren. Was allerdings Desmond Morris über behaarte und nackte Affen dann tatsächlich schrieb, etwa über den rabiaten Alpha-Mann als Prototyp des Primatendaseins, gilt heute als weithin überholt.

Volker Sommer, Professor für Evolutionäre Anthropology an der University of London, bringt die Sexualbiologie der Primaten auf den neuesten Stand.

## Volker Sommer:

Der vergleichende Ansatz, Menschen als eine besondere Art von Tier zu begreifen, hatte und hat auch gesellschaftspolitische Bedeutung. Denn ein solideres Verständnis von biologischen Grundlagen unseres Verhaltens hinterfragt manche moralischen und rechtlichen Normen, die sich auf unsere angebliche Natur berufen. Beispielsweise stellte der Bundesgerichtshof fest, die Einehe sei „die verbindliche Lebensform des Menschen und Grundlage des Lebens der Völker und Staaten“. Das deutsche Eherecht fußt damit auf dem Grundsatz der lebenslangen Monogamie, was impliziert, dass Einehe der menschlichen Natur entspricht.

Wer wilder Sexologe sein will, muss zunächst grundsätzliche Vokabeln pauken. Im Prinzip lassen sich vier Sozialsysteme unterscheiden, die Zusammenleben und Paarungsmuster erwachsener Männchen und Weibchen beschreiben.

1. Polygynie, übersetzt: Vielweiberei oder mathematischer ausgedrückt: Ein-Männchen-viel-Weibchen-Gruppe. Diese Konstellation praktizieren etwa Gorillas oder Mantel-Paviane.
2. Monogamie: Einehe. Entsprechende Ein-Männchen-ein-Weibchen-Gruppen finden sich z.B. bei Springaffen oder Gibbons.
3. Polygynandrie, was komplizierter klingt und auch ist, übersetzt: Viel-Weibchen-viel-Männchen. Diese Gruppenehe wird zuweilen auch Promiskuität genannt. Realiter treibt es aber nicht jede mit jedem, weil die sexuelle Freizügigkeit abgestuft ist nach Alter und Rang, beispielsweise bei Rhesusaffen oder Schimpansen.
4. Polyandrie: Vielmännerei. Solche Viel-Männchen-ein-Weibchen-Gruppen formen manche Krallenaffen.

Soweit, so gut, obwohl sich die Gemengelage genauer betrachtet noch komplexer darstellt: So setzen Laien das Wort Polygamie gleich mit Polygynie. Polygamie bedeutet aber schlicht mehrere Partner. Und ihrer mehrere finden sich auch in Polygynandrie und Polyandrie, die deshalb ebenfalls Polygamie darstellen.

Bezogen allein auf die Männchenzahl sind sowohl Polygynie wie Monogamie „monandrisch“, während „polyandrisch“ sowohl Polyandrie wie auch Polygynandrie einher kommen. Umgekehrt bezogen auf die Weibchenzahl sind die Polyandrie wie die Monogamie „monogyn“, während Polygynie und Polygynandrie als „polygyn“ gelten.

Alles klar? Bewaffnet mit solcher Wortgewalt erschließen sich spannende Zusammenhänge zwischen Paarungssystemen und anatomischen Merkmalen wie der Gestalt von Körper oder Genitalien. Das trifft, wie zu begründen sein wird, auch auf uns Menschen zu.

Betrachten wir zunächst Arten mit unterschiedlicher Größe der Geschlechter. Männchen von Gorillas etwa oder Mantelpavianen sind mehr als doppelt so groß und schwer wie deren Weibchen. Der sogenannte „Sexualdimorphismus“ entsteht durch Konkurrenz unter den Männchen. Alle versuchen, wie Charles Darwin dezent formulierte, ein weibliches Wesen zu gewinnen. Das treibt sie in eine Rüstungsspirale, bei der besonders große und bewährte Männchen mehr Weibchen monopolisieren können. Das Resultat dieser intrasexuellen Selektion, der geschlechtlichen Zuchtwahl innerhalb eines Geschlechts, beschreibt Darwin so: Die

männlichen Individuen zeichnen sich gegenüber den weiblichen durch ihre bedeutendere Größe, Stärke und Kampfeslust aus, ihre Angriffs- oder Verteidigungsmittel gegen Nebenbuhler. Als Beispiele nennt Darwin den wilden Eber mit seinen großen Hauern wie den Elefant mit seinen ungeheuren Stoßzähnen.

Wir haben somit eine erste Faustregel zur Hand, die sich gut illustrieren lässt über die Verhältnisse – ja, genauso ist es gemeint – bei Vögeln. Sind Männchen bedeutend größer als Weibchen, dürfte als Sozialsystem die Polygynie vorliegen, bei der ein starker Haremshalter alle Konkurrenten von seinen Partnerinnen fernzuhalten vermag. Als vertrautes Beispiel sei der Haushahn mit seiner Schar von Hennen genannt. Beobachten wir statt eines Dimorphismus hingegen einen Monomorphismus. Sind also die Geschlechter gleich groß, dann dürfte Monogamie vorliegen. Dann entfällt statistisch gesehen auf jedes Männchen ein Weibchen, dann zahlt sich die Heranzucht mächtiger Recken nicht aus.

Dass sich Geschlechter größenmäßig nicht auseinanderhalten lassen, führen beispielsweise Paare von Klapperstörchen vor Augen. Bei der Polygynandrie, also der Gruppenehe, sind Männchen etwas größer als Weibchen, weil Kampfstärkere doch mehr Befruchtungen erzielen als Schwächere. Gleichwohl besitzt kein einzelner ein Fortpflanzungsmonopol. Derlei Durcheinander dürfte beispielsweise in den 4.000-köpfigen Kolonien von Silberkopfmöwen herrschen. Bei Polyandrie schließlich sind Weibchen größer als die Männchen. Dies ist das Ergebnis der intrasexuellen Selektion unter Weibchen, die sich bemühen, mehrere Männchen an sich zu binden, etwa weil Weibchen sich nicht an der Jungenaufzucht beteiligen. Dies trifft auf Jacanas zu. Bei diesen Blatthühnchen paart sich ein dominantes Weibchen mit mehreren Männchen, die sich dann allein um Ausbrütung und Versorgung der Küken kümmern. Im Durchschnitt wiegen weibliche Blatthühnchen 80 % mehr als Männchen.

Obwohl Darwin den Einfluss der Selektion auf Körpergröße klar erkannte, war er als Kind der prüden viktorianischen Ära wohl zu sitstam, um seine Analyse auf jene Körperteile auszudehnen, die direkt mit Reproduktion befasst sind: die Geschlechtsorgane selbst. Dass Auslese sich auch und gerade auf die Genitalien richtet, erkannte in den 1970-er Jahren der Neuseeländer Roger Short. Der Veterinärmediziner unterschied somit zwischen somatischer Selektion, die Körpergröße beeinflusst, und genitaler Selektion, die auf innere und äußere Geschlechtsorgane wirkt. Entsprechende Faustregeln sollen diesmal bezüglich Primaten illustriert werden, wodurch wir uns zunehmend unserer eigene Art nähern.

Merkmal 1: die Hodengröße. Verpaaren sich Weibchen nur mit einem Männchen, bleiben die männlichen Keimdrüsen klein. Denn unter den monandrischen Bedingungen der Monogamie oder der Polygynie haben eigene Spermien keine Konkurrenz zu fürchten. Paaren sich empfängnisbereite Weibchen dagegen kurz hintereinander mit mehreren Partnern, müssen deren Samenzellen einen Wettlauf zum Ei antreten. Dass ein Männchen den gewinnt, hängt von Menge und Beweglichkeit seiner Spermien ab. Denn im Genitaltrakt der Weibchen vermischt sich sein eigenes mit mehreren Ejakulaten. Wie bei einer Lotterie erhöht sich die Gewinnchance, je mehr eigene Lose sich in der Trommel befinden. Männchen mit leistungsfähigerer Samenproduktion pflanzen sich entsprechend erfolgreicher fort. Deshalb werden bei der Polygynandrie und Polyandrie besonders große Hoden herangezüchtet.

Wie Spermakonkurrenz friedensstiftend wirkt, lässt sich bei Spinnenaffen beobachten. Hier bekämpfen die Männchen einander nicht mit Eckzähnen. Vielmehr warten sie geduldig hintereinander, um dasselbe Weibchen zu begatten. Die Konkurrenz ist in den Genitaltrakt bis hin zum Eileiter verlagert. Und weil die schlussendliche Wahl, die der Körper des Weibchens trifft, außer Sicht stattfindet, heißt sie „Cryptic female choice“ (verborgene weibliche Wahl).

Merkmal 2: die Anogenital-Schwellung. Genitale Selektion wirkt auch auf Weibchen ein, veranschaulicht durch Anschwellen des Gewebes um After, Damm und Vagina um die Zeit der Ovulation herum. Die farbigen auffälligen Schwellungen signalisieren Fruchtbarkeit, was die Konkurrenz unter potentiellen Paarungspartnern entsprechend anstachelt. Damit erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, einen Erzeuger mit guter genetischer Ausstattung zu rekrutieren. Alternativ lassen sich Schwellungen als Ausdruck der physischen Qualität von Weibchen verstehen. Jedenfalls studieren Männchen die Ausformungen oft lange und ausgiebig. Immerhin verraten Größe, Narben, Schlaffheit, Parasiten oder Farbe viel über die inneren Immunkräfte einer Bewerberin, und nur gesunde Weibchen konnten Extranahrung finden, die zum Ausbilden des aufwendigen Gewebes nötig war. Bei der Kopulation wählerisch sein zu wollen, ist allerdings nur sinnvoll, wenn Auswahl besteht. Deshalb verwundert es nicht, dass farbenprächtige Schwellungen vor allem bei Viel-Männchen-viel-Weibchen-Arten zu finden sind, etwa Makaken oder Pavianen.

Merkmal 3: die Kopulationsdauer. In Ein-Männchen-Sozietäten kann Sex ohne störende Präsenz von Rivalen stattfinden. Dementsprechend dauert der Koitus relativ lange, sowohl bei Haremshaltern wie den Mantelpavianen oder den monogamen Springaffen. In Viel-Männchen-Sozietäten, etwa von Makaken, ist hingegen das Intervall vom Einführen des Penis bis zum Samenerguss kürzer, da paarungswillige Weibchen umlagert sind und ein Kopulator sich besser beeilt, bevor ihn Konkurrenten verprügeln. Diese groben Regeln somatischer und genitaler Selektion erhellen gleichfalls die Verhältnisse bei den Menschenaffen, zu denen eben auch wir zählen. Weitgehend monogam leben die Gibbons, schwingehangelnde, baumbewohnende Früchteesser in Südasien. Bäume mit reifen Früchten sind rar, so dass ein verteidigbares Gebiet lediglich ein Weibchen, sein assoziiertes Männchen und den gemeinsamen Nachwuchs ernähren kann. Da es pro Weibchen ein Männchen gibt, ist Konkurrenz unter Männchen entsprechend abgemildert. Deshalb unterscheiden sich die Paar-Partner weder in Körper- noch Eckzahngroße. Zwar sind die Partner einander nicht völlig treu, doch mischen sich relativ selten Ejakulate mehrerer Männchen im Genitaltrakt der Weibchen. Wegen dieser lediglich milden Spermakonkurrenz fallen die Hoden nicht sonderlich groß aus. Sie konstituieren etwa ein Promille des Körpergewichtes. Auch die Kopulationsdauer ist mit etwa einer Minute vergleichsweise lang, und den Weibchen fehlen auffallende Genitalschwellungen als Indikator der Ovulation.

Andere Menschenaffen leben polygyn. Bei den auf Sumatra und Borneo beheimateten Orang-Utans überwacht ein Männchen die angrenzenden Einzelreviere mehrerer Weibchen. Ähnlich monopolisiert bei den in Afrika beheimateten Gorillas ein einzelnes Männchen, der legendäre Silberrücken, einen Harem. Die Männchen beider Spezies wiegen leicht doppelt soviel wie ihre Weibchen, und der Dimorphismus der Eckzähne ist ebenfalls dramatisch. Durch Körperkraft, also somatisch, haben erfolgreiche Männchen bereits alle Rivalen aus

dem Felde geschlagen. Wenn es ans Kopulieren geht, haben sie mithin keine Besamungskonkurrenten zu befürchten. Daher ist die genitale Selektion entsprechend gering. Das relative Hodengewicht beträgt 0,5 Promille beim Orang-Utan und lediglich 0,2 Promille beim Gorilla. Es mutet dies beinahe ironisch an, dass der größte lebende Primat, der Gorilla, zudem einen winzigen Penis hat, der es - selbst erigiert- auf nur etwa 2 cm bringt.

Das ist erneut lediglich die Kehrseite einer über Körperkraft bewerkstelligten Monopolisierung eines Harems. Der Gorilla kann daher am Genital geizen. Den Weibchen fehlen aufreizende Genitalschwellungen, weil sie während ihrer fruchtbaren Tage ohnehin lediglich ein Männchen sexuell ködern können. Entsprechend herrscht beim Koitus keine Eile. Beim Orang-Utan währt Sex bis zu 15 Minuten und 1,5 Minuten immerhin dauert es beim Gorilla. Das ist relativ lang, jedenfalls verglichen mit der uns am nächsten stehenden Gattung Pan, zu der neben Schimpansen die Bonobos zählen. Hier geht es weit gemischerter zu, denn es herrscht Polygynandrie.

Fruchtbare Weibchen paaren sich bis zu 50 Mal am Tag mit oft mehr als zehn verschiedenen Männchen. Deren Konkurrenz ist gleichwohl abgeschwächt, da sie lebenslang in ihrer Geburtsgruppe bleiben. Weshalb sie genetisch einander nahestehen. Somit sind die Männchen lediglich ein wenig größer als die Weibchen, verfügen aber erwartungsgemäß über große Hoden. Mit 2,7 Kilo Körpergewicht sind die fast dreimal so schwer wie die der eher ein-ehigen Gibbons und fünf bis 13 Mal schwerer als die der polygynen Organ-Utans und Gorillas. Dieses Merkmal ist der immensen Spermakonkurrenz in den Genitaltrakten der sich promisk paarenden Schimpansen- und Bonobo-Damen geschuldet. In das Muster fügt sich, dass ovulierende Weibchen auffallende rote Schwellungen besitzen, mit denen sie den Wettbewerb unter den Männchen ihrer Sozietät fördern. Die stehen auch zeitlich unter Druck, was zum ultimativen Quickie führt. Nach der Intromission vergehen bis zur Ejakulation lediglich sieben bis 15 Sekunden.

Wie spiegeln sich derlei sexualbiologische Prinzipien in unserer eigenen Spezies wider? Und was lässt sich schließen hinsichtlich unseres ursprünglichen Fortpflanzungssystems lernen? Wir zeichnen uns jedenfalls durch einen leichten, gleichweg deutlichen Sexualdimorphismus aus, weil durchschnittliche Männer zehn bis 20 Prozent schwerer und größer sind als Frauen. Das spricht gegen Vielmännerei, bei der Weibchen größer sein sollten, wie gegen strikte Einehe, bei der Partner gleich groß sein sollten. Am ehesten spricht leichter Sexualdimorphismus für eine promiske Lebensform. Hatte Friedrich Engels also doch recht? Nein, Vielweiberei bleibt durchaus im Rennen. Denn bei frühen Hominiden, die vor ein paar Millionen Jahren in Afrika lebten, waren die Geschlechter erheblich verschiedengestaltiger. Gerade hinsichtlich Eckzahngröße, in der sich Männer und Frauen von Homo sapiens heute kaum noch unterscheiden. Vermutlich ließ der Selektionsdruck auf männliche Körperkraft und Caninus-Größe nach, als im Laufe der Menschwerdung Waffen und geschicktes soziales Traktieren als Mittel intrasexueller Rivalität die Oberhand gewannen.

Bei sexueller Freizügigkeit erwarten wir zudem Ovulationsschwellungen, mit denen Frauen die Konkurrenz anstacheln, wie auch riesige Hoden, mit der Männer auf Spermakonkurrenz reagieren. Doch erfahrungsgemäß schwillt das Hinterteil um den Eisprung herum nicht an, ansonsten hätten Damenhosen ausklappbare

Backentaschen. Zudem sind die Hoden mit um 0,6 Promille deutlich kleiner als bei ausgeprägter Promiskuität zu erwarten. Zudem: Der Koitus dauert durchschnittlich zwei bis drei Minuten. Ob das als kurz oder lang empfunden wird, sei dahingestellt, doch werden damit gewiss die sieben Sekunden der super-promisken Schimpansen übertroffen.

Insgesamt suggerieren die Indizien, dass frühe menschliche Gesellschaften in reproduktive Einheiten mit Tendenz zur Polygynie untergliedert waren. Besonders erfolgreiche Männer monopolisierten mehrere Partnerinnen parallel zu anderen, die in Monogamie lebten. Für eine stammesgeschichtlich ererbte Polygamie sprechen zudem weitere Merkmale: So werden Jungen langsamer erwachsen als Mädchen. Das trifft zu für den um zwei Jahre verzögerten Wachstumsschub in der Pubertät und die Spermarche setzt gleichfalls später ein als die Menarche, also die erste Samenproduktion im Vergleich zur ersten Menstruation. Ähnlich entfaltet sich der Penis später als der Busen.

Ein solcher Bimaturismus zeichnet ebenfalls andere Primaten aus, und zwar umso ausgeprägter, je größer die Männchen verglichen mit Weibchen sind. Sind die Geschlechter hingegen monomorph, also gleich groß, werden sie auch gleichzeitig erwachsen. Das Phänomen spiegelt den Grad des männlichen Wettbewerbs wider. Ist der Lebensentwurf auf Vielweiberei angelegt, muss mehr Zeit und Energie ins Erwachsenwerden gesteckt werden. Denn die Heranwachsenden werden als Männer mit Geschlechtsgenossen konfrontiert sein, die beim Bemühen, sich fortzupflanzen, ebenfalls auf brachiale Kraft setzen. Aufschlussreich ist zudem, dass unabhängig von Zeitalter und Kultur Frauen stets fünf bis sieben Jahre länger leben als Männer. Solche differentielle Sterblichkeit ist wiederum bei jenen anderen Primaten ausgeprägt, die Haremsgruppen formen. Während der Tod bei eher einhegigen Arten beide Geschlechter zugleich ereilt.

Evolutionsbiologisch erklärt sich die verkürzte Männerexistenz, weil alternde Männchen von jüngeren Konkurrenten an weiterer Fortpflanzung gehindert werden. Wenn Greise aber nicht mehr zeugen, können keine Erbanlagen herausselektiert werden, die hohes Alter begünstigen. Im post-reproduktiven Stadium nagt der Zahn der Zeit deshalb sehr rasch an den alten Haudegen. Anders bei Weibchen. Bei zahlreichen Arten kümmern sich nämlich Großmütter um ihre Enkel. Dadurch werden Gene, die Frauen lange leben lassen, von der Auslese gefördert. Bei Menschen wird zur Vielweiberei drängende Großmannzucht allerdings in Schach gehalten, weil Babys sehr profitieren, wenn ihnen die Aufmerksamkeit eines fürsorglichen Mannes ungeteilt zukommt. Denn unser nur langsam und überdies zu außerordentlicher Größe reifendes Gehirn erfordert Schutz und konstante Zufuhr hochqualitativer Nahrung. Und für beides können Mütter gezieltes männliches Investment gut brauchen. Das wird umso williger gewährt, je sicherer die Vaterschaft. Frauen können diesen Glauben nähren, indem sie anders als etwa Schimpansinnen, ihre fruchtbaren Tage nicht anzeigen. Um seiner Vaterschaft gewiss zu sein, muss ein Vater möglichst konstant bei seiner Frau bleiben – was durch positive Rückkopplung der Einehe förderlich ist.

So erklärt sich, dass die weitaus meisten Partnerschaften monandrisch sind, also entweder Polygynie oder Monogamie. Nicht desto trotz ist eine Sache, Platzhirsch zu sein, eine andere ist es, die sexuelle Treue der Partnerinnen komplett zu überwachen. Frauen durften jedenfalls seit eh und je trotzdem gelegentlich mit

mehreren Männern verkehrt haben. Heimlich, aber gleichwohl, um über Liebhaber zusätzliche Ressourcen zu erlangen oder um sich besonders guter Gene zu bedienen. Wären Frauen nämlich komplett treu, sollten die Hoden wie bei Gorillas nur 0,2 Promille auf die Wage bringen und nicht 0,6. Zudem ist der Penis leicht fünf Mal so lang wie der eines Silberrückens. Beides deutet auf milde Spermakonzurrenz. Denn nicht nur werden – quasi vorsichtshalber – größere Mengen an Samenzellen inseminiert. Der lange Penis ist zudem geeignet, etwaiges Sperma von Wettbewerbern zu durchdringen und mittels der pilzförmigen Eichel aus dem Genitaltrakt der Frauen zurückzuziehen.

Die biologischen Basisdaten stimmten gut überein mit denen der Völkerkunde, wie sie der vom amerikanischen Anthropologen George Peter Murdock zusammengestellte ethnische Atlas verzeichnet. Demnach erlauben von 849 traditionellen Gesellschaften 83 Prozent die Vielweiberei. Lediglich 16 Prozent sind vom Gesetz her monogam. Weniger als 1 Prozent der Kulturen praktizieren Polyandrie und weitaus am seltensten ist die Polygynandrie.

So weit, so gut. Doch wie kommt es, dass kulturelle Faktoren zumindest manchmal offenbare biologische Vorgaben aushebeln können? Antwort: Natürlich evolvierte Neigungen sind flexibel und können unter bestimmten sozioökologischen Bedingungen ihre Richtung ändern.

Betrachten wir zunächst die eigentlich unerwartete Vielmännerei, die sich in Tibet entwickelte. In dieser regenarmen Gebirgswüste kann Nahrung nur auf den eng begrenzten Gleithängen der Himalaya-Flüsse angebaut werden. Allerdings müssen dafür Terrassen angelegt werden. Ein einzelnes Ehepaar verfügt aber nicht über ausreichend Arbeitskraft, um genügend Stützmauern anzulegen, und könnte darum allfällige Nachkommen nicht ernähren. Lösung: Gruppen von drei bis fünf Brüdern heiraten eine Frau und teilen sich sowohl den Unterhalt der Terrassen wie die Aufzucht der Kinder. Überzählige Frauen landen in Klöstern. Die Polygynandrie ist zwar noch seltener, entwickelte sich aber beispielsweise in Südindien im Volk der Najar. Die Sterblichkeit unter den ständig kriegführenden Männern war hoch, weshalb sie keine verlässlichen Versorger von Kindern darstellten. Entsprechend hatten etliche Frauen wie Männer Liebhaber und Geliebte. Damit blieb zwar unklar, wer miteinander ein Kind gezeugt hatte, doch das System drosselte auch Eifersucht und Missgunst. Die Versorgung der Nachkommen übernahmen Matri-Linien.

Die verbreitetste Eheform, die Polygynie, evolvierte und stabilisierte sich in dem Maße, wie einzelne Männer in der Lage waren, Reichtum anzuhäufen, und somit Ansehen und Macht auf Kosten weniger begüterter Geschlechtsgenossen. Die Entwicklung von Sesshaftigkeit und Ackerbau förderten solches Ungleichgewicht enorm. Frauen wurden dadurch williger, sich einen privilegierten Mann zu teilen. Unter dem Strich ist es jedenfalls besser, die zweite oder dritte Frau eines reichen Mannes zu sein als die einzige Gattin eines Besitzlosen. Interessanterweise wurde die Glaubensgemeinschaft der Mormonen in den USA des 19. Jahrhunderts gezwungen, der Vielweiberei abzuschwören und allein die Monogamie zu legalisieren. Das war Bedingung, damit der Mormonen-Heimatstaat Utah den Vereinigten Staaten beitreten konnte.

Diese Dynamik ist ein Beispiel für politisch erzwungene Monogamie. Denn wenn Staaten sich demokratisieren, wird Vielweiberei zum Problem, geht sie doch einher

mit Formierung mächtiger Clans, die eigenen Gesetzen folgen wollen. Eine Schar aufgesplitterter Kleinfamilien ist hingegen einfacher zu regieren und kontrollieren. Das sicherlich ist ein Grund, warum Monogamien in westlichen Demokratien als einzig legale Heiratsform gilt.

Diverse ökologische und politische Bedingungen führen also bei uns Menschen zu alternativen Kompromissen. Dass die Umwelt ein generelles Muster abwandeln kann, wird zunehmend auch in Gesellschaften nicht-menschlicher Primaten erkannt. So formen zwar Berggorillas in der Regel Harems, aber immerhin finden sich in 40 Prozent aller Gruppen zwei Männchen. Bei Weißhand-Gibbons wiederum sind zwar 70 Prozent der Gruppen einhellig, Scheidungen und Neuverpaarungen eingeschlossen, während ein Viertel zur Polyandrie neigt und ein kleiner Rest zur Polygynie oder gar Polygynandrie. Und auch bei Krallenaffen, die eher der Vielmännerei huldigen, sind Ein-Männchen-ein-Weibchen-Gruppen ebenso möglich wie Viel-Männchen-viel-Weibchen-Arrangements.

Demzufolge: Unser stammesgeschichtliches Erbe sind allein die geschlechtstypischen Reproduktionsstrategien. Da Männer mit wenig Aufwand Kinder zeugen können, ist ihnen eine Tendenz zur Polygynie in die Wiege gelegt, während Frauen wegen Schwangerschaft und Stillzeit auf jeden Fall viel in Nachkommen investieren müssen und so von zahlreichen Partnern weniger profitieren. Im Rahmen dieser Vorgaben kristallisieren sich gleichwohl – je nach Umwelt – diverse Familienstrukturen heraus.

Dass Tiere, Menschen eingeschlossen, sich je nach Lebenslage anders verhalten, dass Selektion also nicht Uniformität belohnt, sondern Flexibilität fördert, widerspricht den Maximen der traditionellen klassischen Verhaltensforschung. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt, verstanden die Gründungsväter Konrad Lorenz, Nikolaas Tinbergen und Karl Ritter von Frisch Merkmale von Körperbau und Verhalten als der Arterhaltung dienlich. Diesem übergeordneten Ziel arbeitete das Einzelindividuum zu. Für Varianten war in dem Paradigma wenig Platz, und was zu weit abzuweichen schien vom Arttypischen, wurde als Pathologie klassifiziert, als krankhaft. Ein Ideal von Mutter Natur als weiser Schöpferin propagieren gerne auch Moralapostel und in ihrem Gefolge gesetzgebende Institutionen wie der eingangs zitierte Bundesgerichtshof, demzufolge Monogamie so etwas wie ein Naturgesetz ist. Zu dumm nur, dass sich andernorts andere Sittenwächter ebenfalls auf die Natur berufen, jedoch das Gegenteil beschließen, etwa dass Vielweiberei eine dem Manne natürlich zufallende Bestimmung sei.

Wenn sich auch aus Form und Gestalt unseres Körpers Faustregeln ableiten lassen, sie spiegeln lediglich angeborene Vorschläge wider, nicht aber Vorschriften. Nackte Affen können deswegen alles Mögliche miteinander treiben, das durchaus im Rahmen des Natürlichen bleibt. Von Monogamie über Vielweiberei bis hin zur Vielmännerei, von Ehescheidung bis zum polyamoren Partnertausch, über die Patchwork-Familie bis zum gleichgeschlechtlichen Zusammenleben einschließlich Kinderadoption. Zugleich gilt: Bloß weil diese Konstellationen natürlich sind, sind sie nicht zwangsläufig ethisch gutzuheißen. Ansonsten wären Kannibalismus, Kindestötung, Vergewaltigung und Ehegatten-Mord ebenfalls automatisch gerechtfertigt.



Gesellschaft und Politik fordert das zweifach heraus. Zum einen heißt es, natürliche Vielfalt anzuerkennen statt sie zu leugnen gemäß des Motto „weil nicht sein kann, was nicht sein darf“. Zum anderen sind Argumente zu entwickeln und gegeneinander abzuwägen, um sich für oder gegen die eine oder andere naturgemäße Inkarnation auszusprechen.

Im Garten von Mutter Natur gedeihen jedenfalls viele Pflänzchen. Ohne Zweifel darf da mittlerweile mehr Bunt wachsen wie zu Zeiten, als Desmond Morris sein Traktat „The Naked Ape“ vorlegte. Sittenwächter jäten heutzutage weniger streng, zumindest in Deutschland. Der nackte Affe kann ungenierter nackt sein. Das ist sicherlich zuweilen nicht sonderlich ästhetisch. Doch ist es eine konsequente Fortsetzung jenes jahrhundertalten Projekts, das einen herrlich doppelbödigen Namen trägt: „Aufklärung“.

\*\*\*\*\*

**Prof. Dr. Volker Sommer** leitet seit 1999 ein Projekt zur Erforschung der Schimpansen im Bergwald Nigerias. Seit 1996 hat Sommer den Lehrstuhl für Evolutionäre Anthropologie am University College (UCL) in London inne. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen: Evolution von Primaten hinsichtlich sozialen und sexuellen Verhaltens, Erhalt von Biodiversität, Rechte von Tieren.

**Bücher (Auswahl):**

- Lob der Lüge. Wie in der Evolution der Zweck die Mittel heiligt. S. Hirzel Verlag, Stuttgart 2015.
- Schimpansenland. Wildes Leben in Afrika. C.H. Beck 2008.
- Darwinisch denken. Horizonte der Evolutionsbiologie. S. Hirzel Verlag, Stuttgart 2007.

---

**Service:**

SWR2 Wissen/Aula können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/aula.xml>

**Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://www.swr2.de)